

Das langsame Sterben unserer Dichter. Am Beispiel von Bernt von Heiseler und seinen Spuren in Matriei

1. Die drei Leben

„Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn´s hoch kommt, so sind´s achtzig Jahre, und wenn´s köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“ heißt es im 90. Psalm, V. 10. Im Strom des Lebens unserer Gattungsgeschichte ist das singuläre Individuum trotz seiner neuzeitlichen Nobilitierung nur ein kleines und vergängliches Element geblieben. Weil es sich weder anfangend noch endend bewusst erleben kann, lebt es deshalb meistens so, als ob es unsterblich wäre (zumal es – wie ein Blick in die Todesanzeigen der Tageszeitungen beweist – immer die andern sind, die sterben). Trotz der großen Varianz in der Lebenserwartung und dem Anstieg der durchschnittlichen Lebenserwartung bleibt es dabei: Wir Menschen sind sterbliche Wesen.

Aber halt! Stimmt das denn überhaupt in dieser Allgemeinheit? Es gibt durchaus Möglichkeiten des Weiterlebens für einen Menschen, ohne dass man die religiöse Überhöhung und Hoffnung auf ein „ewiges Leben“ in Anspruch nehmen muss. Es gibt auch ein ganz und gar säkulares Leben nach dem Tod in dieser als real erfahrbaren Welt. Ich bezeichne diese Welt, in der wir leben und die wir sinnlich wahrnehmen und kognitiv verarbeiten können – um ihren ontologischen Stellenwert zu markieren – als die „erste Welt“ oder „Welt 1“ (vgl. *Tremml, A.K. 2008*).

Die erste Möglichkeit des Weiterlebens ist es natürlich, ein Kind (oder mehrere Kinder) zu zeugen, denn in den eigenen Kindern „lebt man weiter“ – das soll heißen, dass ein Teil der eigenen genetischen Ausstattung erhalten bleibt und in den Nachkommen weiterlebt. Was weiterlebt, ist also nicht das Individuum als singulärer Phänotyp, sondern ein Teil seiner Systemleistung. Wir nennen den kleinsten Baustein dieser Systemleistung, wenn wir sie als evolutionäre Selektionseinheit (und damit als potentiell „unsterblich“) betrachten, das „Gen“. **Gene** sind eine Art Gebrauchsanweisung zur Steuerung anderer Gene und zum Aufbau von Proteinen, die wiederum Programme für phänotypische und geistige Ausprägungen sind. Aus soziobiologischer Sicht

ist man nur dann ein erfolgreiches Lebewesen, wenn man Kinder – möglichst viele – Kinder zeugt, weil man nur in der genetischen Streuung sich evolutionär erhalten kann. Das ist jenseits der wissenschaftlichen Klärung im Detail durchaus in das alltägliche Bewusstsein abgesunkenes Allgemeingut. Ein Beispiel: In einem Leserbrief können wir z.B. lesen: „Nur meine Kinder werden mich überleben. Kinder sind die einzige irdische Zukunft des Menschen, sie allein sichern das Weiterleben nach dem Tod“ (FAZ v. 18.11.09, 27).

Die „einzige irdische Zukunft“? Nur dann, wenn man einen engen, biologischen Begriff von Leben und Weiterleben gebraucht. Abstrahiert man jedoch von dieser Verengung und erweitert den Lebensbegriff auf die Kriterien der Selbstorganisation, der Bewegung und der Wiederholung, so gibt es auch noch andere Formen des „Weiterlebens“.

Neben die genetische Replikation tritt dann eine zweite, nun nichtgenetische Möglichkeit weiter zu leben – nämlich in der **Erinnerung** anderer Menschen, die einen persönlich gekannt haben. Nicht im biologischen Sinne und nicht in der realen Welt („Welt 1“) lebt man hier weiter, sondern in der Vorstellungs- und Gefühlswelt anderer Menschen, mit denen man eine gemeinsame – wenngleich auch nur temporäre – Geschichte teilt („Welt 2“). Hier in dieser „zweiten Welt“ spielen sich die eigentlichen Tragödien ab, die Trauer und die Schwermut, die sich beim Verlust eines geliebten Menschen einstellen, denn die Dinge selbst haben keine Tränen.

In vielen Kulturen ist das Bewusstsein eines zweifachen Sterbens präsent: Das erste Mal stirbt der Mensch selbst und das zweite Mal stirbt er – dann aber endgültig –, wenn es niemanden mehr gibt, der sich an ihn erinnert. Beispielhaft zitiere ich aus *Jan Yoors* autobiografischer Monografie „Die Zigeuner“:

„Die mule, die Ahnen, die „Seelen“ der Toten des Stammes, hatten kein ewiges Leben. Sie wurden mit den Jahren immer schwächer, und wenn der letzte gestorben war, der sich an sie erinnerte, dann starben die „alten Seelen“ ein zweites Mal. Auf die Frage, was dann sein würde, zuckten die Rom die Achseln. Warum tröstliche Illusionen suchen für etwas, das man doch nicht ergründen würde?“ (1967, 253)

Deutlich wird in diesem Zitat, dass es sich hier um ein schnell verblappendes „Weiterleben“ handelt, denn die Erinnerung wird im Laufe der Zeit schwächer, und spätestens dann, wenn es niemand mehr gibt, der sich ihrer erinnert – so heißt es in einem alten Maori-Spruch – sterben selbst die Götter. Man

ist nun wirklich – das zweite Mal und nun endgültig – tot. Mausestot! Tatsächlich?

Nein! Es gibt noch eine weitere, dritte Möglichkeit des (säkularen) Weiterlebens über sehr lange Zeiträume hinweg. Der einzelne Mensch kann nämlich weiterleben in einem kollektiven Gedächtnis durch die kulturellen Produkte, die er geschaffen und hinterlassen hat. Hier – ontologisch gesehen in einer dritten Welt („Welt 3“) – lebt man nicht in anderen Menschen (sei es durch Verwandtschaft, sei es in der Erinnerung), sondern in den eigenen Werken weiter. Diese Werke nehmen quasi den Stellenwert der eigenen Kinder ein; es sind eigene „geistige Kinder“, und diese können unter Umständen fast „unsterblich“ werden (was natürlich nur eine euphemistische Umschreibung langer, das einzelne Leben weit übergreifender Zeiträume ist).

Solche kulturellen Produkte, in denen man weiterleben kann, können viele Formen annehmen: Ideen, Glaubensinhalte, Verhaltensweisen, Moden, Überzeugungen, Anweisungen, Gedichte, Melodien usw.; all das kann sich in Büchern, Partituren, Bauwerken und Erfindungen niederschlagen, die – im Gegensatz zu ihren Produzenten – einfach nicht tot zu bekommen sind. Man hat diese Dinge im Kontext eines evolutionstheoretischen Denkens gelegentlich „Meme“ genannt und damit mit „Genen“ analogisiert – und Kulturrethologen arbeiten ja mit der generellen Arbeitshypothese, dass diese sich wahrscheinlich mit der Evolution analogen Verlaufsformen beschreiben lassen. Meme sind so gesehen kulturelle Replikationseinheiten, die im Gegensatz zu den Genen nicht einer darwinistischen, sondern einer lamarckistischen Evolution unterworfen sind. Das heißt, sie variieren redundant und werden dann ohne Steuerungs- oder Planungszentrale selektiv weiterbehandelt und unter Umständen sogar stabilisiert, und das heißt dann: „leben“ über viele Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, ja Jahrtausende nach dem Tod des Produzenten in der Resonanz, die sie erzeugen. Dichter, Komponisten, Künstler, Wissenschaftler usw. „leben“ hier also nicht in ihren genetischen, sondern in ihren memetischen „Kindern“ – also in ihren Werken – weiter. In diesem „Weiterleben“ lebt auch der Produzent weiter – eben, weil seiner mitgedacht wird. Das alles setzt natürlich einen (nichtgenetischen) Speicher voraus – vor allem die **Schrift**. Mit der Schrift besitzen wir ein Medium, das ein Weiterleben von Menschen durch Erhalt und Replikation ihrer geistigen Produkte möglich macht. Das war schon den Erfindern der Schrift, den alten Ägyptern, ziemlich klar. So ist ein Zitat aus der 19. oder 20. Dynastie überliefert, in dem es heißt:

„Ein Mann ist zugrunde gegangen, sein Leichnam ist Staub, alle seine Zeitgenossen sind zur Erde gegangen: Das Buch aber ist es, das sein Andenken weiterreicht von Mund zu Mund“ (zit. nach Brunner, H. 1957, 178).

Dass hier nicht die Erinnerung an die Person gemeint ist, sondern das Weiterleben in und durch deren Werke, wird in mehreren ähnlichen Überlieferungen deutlich. In einer Weisheitslehre aus der gleichen Zeit lesen wir:

„Sie haben sich keine Pyramiden aus Erz und keine Grabsteine aus Eisen errichtet. Sie konnten auch keine Erben hinterlassen in Gestalt von Kindern ..., die ihre Namen lebendig erhielten. Doch haben sie sich Erben geschaffen in Gestalt von Büchern und Lehren, die sie verfaßt haben“ (ebd., 177).

In der Tat sind es vor allem die Verfasser von Büchern, die – z.B. als Dichter – diese Form des Weiterlebens in Anspruch nehmen können. So kommt es, dass man derzeit beispielsweise auf Tagungsankündigungen auch heute noch – 204 Jahre nach seinem Tod – lesen kann: „Schiller lebt!“

Ich will im Folgenden die verschiedenen Arten des Weiterlebens nicht an Schiller veranschaulichen, sondern am Beispiel eines anderen Dichters in Gedanken durchspielen, der seine Spuren auch in Matrei hinterlassen hat: *Bernt von Heiseler*.

2. Bernt von Heiseler und Matrei¹

Bernt von Heiseler wurde am 14. Juni 1907 geboren und starb am 24. August 1969. Er ist also nur 62 Jahre alt geworden. Das ist, wenn man sich die durchschnittliche Lebenserwartung vor Augen führt, nicht viel. Auch eine genetische Replikation in Form eigener Kinder blieb Bernt von Heiseler versagt. Er starb, ohne eigene Kinder hinterlassen zu haben – 32 Jahre vor seiner Frau, einer römischen Gräfin, die er 1940 geheiratet hatte. Aus soziobiologischer Sicht muss man also konstatieren: Bernt von Heiseler war (in „Welt 1“) kein Erfolgsmodell; er starb viel zu früh und hinterließ keine genetische Replikationen. Er scheint also in dieser Hinsicht geradezu „unpro-

¹ Ich danke Theresia und Meinrad Brugger (Hotel/Gasthof Hinteregger), Maria Kois geb. Hatzler (Bichlerhof) und Kai Thieme (Schloss Weißenstein) sehr herzlich für ihre Gesprächsbereitschaft und die vielen (Hintergrund-) Informationen zu Bernt von Heiseler in Matrei.

duktiv“ gewesen zu sein – und das gilt (soweit ich in Erfahrung bringen konnte) selbst dann, wenn man die erweiterte Genfitness („inclusive fitness“) berücksichtigt.

Aber das ist ja nur die erste, die biologische Ebene, von „Leben“. Wie sieht es mit den beiden anderen ontologischen Emergenzebenen aus? Schon in „Welt 2“, der zweiten Ebene, der Ebene der Erinnerung von Menschen, die ihn noch persönlich gekannt haben, werden wir schnell fündig. Ich selbst durfte ihn noch kurz vor seinem Tod persönlich kennenlernen. Anfang 1968 habe ich ihn als Vertrauensstudent der Evangelischen Studentengemeinde zu einem Vortrag nach Reutlingen an die Pädagogische Hochschule eingeladen und bei dieser Gelegenheit auch interviewt². Viele Matreier dürften ihn noch kennengelernt haben. An Bernt von Heiseler, den großen, hageren Mann, können sich gerade in Matrei auch 40 Jahre nach seinem Tod noch viele Ältere erinnern. Immerhin war er über viele Jahrzehnte ein häufiger (Sommer)Gast in Matrei, genauer gesagt auf Schloss Weißenstein und (vor allem) auf der äußeren Steinerlpe, wo er auf der sog. „Thiemehütte“ häufig Urlaub gemacht hat und die er später auch übernommen bzw. gekauft hatte. Der Name Thieme signalisiert die verwandtschaftlichen Bezüge zu Matrei, denn wir haben noch heute mit Kai Thieme, dem alten Burgherrn von Matrei, einen Namensträger dieses Geschlechts unter uns.

Der Name „Thieme“ erscheint noch heute mehrfach im Matreier Gemeindebezirk. Um zu verstehen, wie und warum Bernt von Heiseler nach Matrei kam, ist es notwendig, sich zunächst vor Augen zu führen, wer dieser Thieme war. Dieser Thieme ist nämlich nicht nur der Namensgeber des „Thiemeweges“ im Zedlacher Paradies und der „Thiemehütte“ auf der äußeren Steinerlpe, sondern auch der Vater zweier Töchter, deren eine die Mutter des noch lebenden Kai Thieme und die andere die Mutter des Bernt von Heiseler war. Karl von Thieme war ein erfolgreicher Münchner Unternehmer, Begründer der Münchner Rückversicherung (der Welt größte Rückversicherung³), um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert vor allem auch ein großer Bergliebhaber und Bergsteiger, der immer häufiger

² Das Interview, das auf Tonband aufgenommen wurde, war für die Studentenzeitung der Pädagogischen Hochschule Reutlingen geplant, ist aber nicht veröffentlicht worden.

³ Heute nennt sie sich – in Anglizismen aufgehübscht – „munich re“.

sich in Matriei aufhielt – zunächst auf Schloss Weißenstein, das damals eine anspruchsvolle Fremdenpension beherbergte, um von dort die Berge der Hohen Tauern zu besteigen. Er kaufte dann eine zusammenlegbare kleine Jagdhütte, ließ sie nach Matriei bringen und zwischen der äußeren und der inneren Steineralm aufbauen, wo sie heute noch steht. Schließlich kaufte er Schloss Weißenstein und ließ es renovieren und umbauen. Der rührige Unternehmer engagierte sich in vielfältiger Weise in und um Matriei, ließ eine Reihe neuer Wege anlegen und gab in wirtschaftlich schwierigen Zeiten vielen Matrieern damals „Brot und Arbeit“. Der angesehene Gast wurde deshalb 1914 zum Matrieier Ehrenbürger ernannt. Noch heute ist die Thiemehütte in den Karten eingezeichnet und der Thiemeweg von Matriei hinauf durchs Zedlacher Paradies zum Strumerhof. Seit kurzem befindet sich auch ein Gedenkstein am Beginn des neu ausgebauten Weges hoch nach Stein, der an Karl von Thieme („den Erbauer dieses Weges“) erinnert. Auch soll er die erste Begehung der Proßeggklamm ermöglicht haben.

Dieser Karl von Thieme ist also der Großvater von Bernt von Heiseler – und auch der Großvater des noch lebenden Kai Thieme. Die Mutter von Heiseler ist eine Halbschwester von Kai Thieme, den letzten noch lebenden Schloßbewohner (43 Jahre lang). Bernt von Heiseler berichtet in seinen Lebenserinnerungen, dass er 1913 als damals Sechsjähriger zum ersten Mal nach Matriei kam und seitdem bis zu seinem Tode 1969 häufiger Gast vor allem auf der Thiemehütte war.

Wir sehen also: Bernt von Heiseler ist räumlich und sozial mit Matriei verbunden, wengleich im Verlaufe der Zeit immer weniger Menschen sich an ihn erinnern können. Die Zeit ist eine Art Rüttelsieb, das dafür sorgt, dass immer weniger von einem Menschen in der Erinnerung erhalten bleibt – und das gilt selbst für einen Menschen wie Bernt von Heiseler, der „anders als die Andern“ war (wie es Meinrad Brugger ausdrückte). Er war anders, weil er noch eine weitere, äußerst produktive Ebene befruchtete, nämlich die geistige Ebene als Autor vieler Werke. Es ist unmöglich, das Gesamtwerk von Heiseler hier auch nur annähernd darzustellen. Neben Gedichten veröffentlichte er vor allem Novellen, Dramen, Romane, Kurzgeschichten, Märchen, Essays und gab eine Reihe von Anthologien (insb. zu Werken Goethes, Kleists u. a.) heraus. Er gehört also zu denjenigen, von denen die alten Ägypter sagten, dass sie sich „Erben geschaffen haben in Gestalt von Büchern und Lehren, die sie verfasst haben“.

In Matriei ist vor allem ein Werk bekannt, das einen expliziten Bezug zu Matriei hat, nämlich sein erster Roman „*Die gute Welt*“. Ich will mich weit-

gehend auf dieses Werk beschränken, weil es in diesem kurzen Beitrag unmöglich ist, auch nur einen groben Überblick über das Gesamtwerk zu geben. Wie schon der Titel verrät, ist dieser Roman eigentlich ein Kompliment an Matriei und seine Bergbevölkerung – eine Art Liebeserklärung, obgleich der Begriff „gute Welt“ hier nicht aus-, sondern einschließt, dass es in ihr auch böse zugehen kann; aber es ist und bleibt eine Welt, in der man als sittliches Wesen sich bewähren kann. Der Autor schildert hier in einer einfachen Sprache eine Bergbauerngeschichte, die langsam und gemächlich beginnt. Man muss bei der Interpretation sich vor Augen führen, dass ein guter Roman, der den Begriff der „Dichtung“ verdient, zwei Ebenen hat: die erste Ebene ist die des Handlungsverlaufs; bestimmte Personen handeln als aktive oder erleidende Subjekte eine mehr oder weniger spannende Geschichte. Diese Ebene befriedigt unsere Neugier. Die zweite Ebene aber ist die der allgemeinen Erkenntnisse und Probleme. Hier geht es um allgemeine, immer wiederkehrende Herausforderungen und Bewährungen, und es ist diese Ebene, die möglicherweise anschlussfähig ist an unsere eigenen Erfahrungen. Heislers Roman handelt von Heimat, Treue, Schuld, Leid und Tod – aber vor allem von der sittlichen Bewährung – in einem engen Bezug zu Matriei steht.

Das wird für Einheimische vielleicht schon zu Beginn des Textes klar, wenn man da liest: *„Das ist die Alm. Irgendwo oben im östlichen Tirol liegt sie in einem Halbkreis von Bergen. Beinahe drei Stunden muß man steigen vom Dorf aus, der Weg ist mühsam im Winter, aber dann sieht man sie liegen am Bach. Das Haus ruht auf einem breiten, mächtigen Stein, das Holz ist schwarz von Alter, Wind und Schnee drängen sich durch die Risse zwischen den Balken“* (Heisler, B.v. 1938, I).

In Matriei wissen wohl die meisten, was damit gemeint ist: die Alm ist die (äußere) Steinalm. Wenn es dann im nächsten Abschnitt weiter heißt: *„Eine Stunde talwärts gibt es eine breite, offene Hochfläche, im Sommer Wiesen und gepflühtes Feld, jetzt alles weiß. Dort steht das Winterhaus und abends sind die kleinen Fenster darin hell.“* Dann ist ebenfalls klar, welche Örtlichkeit der Autor hier beschreibt. Es ist der untere, seit längerem unbewohnte und inzwischen ziemlich verfallene Bichlerhof auf Stein.

Die Geschichte spielt also an Orten, die den Matrieiern vertraut sind in einem sehr begrenzten räumlichen Radius: Bichlerhof („das Sommerhaus“), obere oder äußere Steinalm („die Alm“), Hoanzeralm (vermutlich „die Klunzeralm“) und Matriei („das Dorf“). Nur einmal kommt Lienz ins Spiel („die Stadt“), wo der Bauer mit seiner alten Magd zum Pferdemarkt ist. In einer

bäuerlichen Welt, in der das Leben durch die wiederkehrenden Rhythmen der Jahreszeiten bestimmt wird, sind die im Roman geschilderten Ereignisse (auf der ersten, also der Handlungsebene) scheinbar wenig spektakulär: Da schläft ein Geißenhirte ein und als er aufwacht, ist die Ziegenherde verschwunden; eine Kuh wird vermisst und erst nach langem Suchen eingeklemmt in einem Felsenloch wiedergefunden u. a. m. Aufregend für die Jugend ist der Matreier Bauernmarkt: „Für die jungen Leute, von denen noch selten eins die Welt weiter hinaus kennt, als man sie vom Berg aus hat sehen können, oder bis zum nächsten Tal, wo einmal eine Kirchweih gewesen ist – für sie bedeutet der Markt den Besuch des Lebens und der Abenteuer“ (ebd., 147).

Das eigentlich Dramatische ereignet sich auf der zweiten Ebene, und sie ist weniger in den äußeren Handlungsverläufen, sondern in den inneren Kämpfen des Thomas – der Hauptperson – um eine sittliche Entscheidung zu finden. Bei den beteiligten Hauptpersonen greift Heiseler auf historische Gestalten zurück, z.B. auf den alten Bichlerbauern, vor allem aber auf „Zille“, dessen Tochter, die die Liebe des Thomas nicht erwidert, sondern lieber mit einem Schlawiner liebäugelt und erst, als es zu spät ist, das Versäumte offenbart. Hinter diesem Namen „Zille“ verbirgt sich, unschwer zu erkennen, Marzelle Hatzler, die jüngste Tochter des Bichlerbauern. Heiseler hat sie 1921 als Vierzehnjähriger zum ersten Mal kennengelernt – Marzella war damals 10 Jahre alt⁴. Seit dieser Zeit und bis zu seinem Tode war er eng mit ihr befreundet, obwohl seine Zuneigung offenbar nicht in gleichem Maße

⁴ In seinen Lebenserinnerungen schreibt er über diesen Augenblick: „Die Almküche war dunkel, die Fenster nur kleine Löcher, eine offene Herdstatt war da, mit einer Sitzbank ringsherum, die Zimmerdecke schwarzglänzend vom Ruß der Jahre. Während uns die Almmutter einen gelben, flockigen Schmarrn in riesiger Pfanne bereitete, saß auf der Sitzbank hinterm Feuer ihre jüngste Tochter: ein schmales, hellblondes Ding, deren schüchternes Kindergesicht wunderbar aufblühte, wenn es etwas zu lächeln gab. Sie hieß Marzella, bei ihren Geschwistern nur „Zelle“ genannt. Was war mir da geschehn? Ich wußte es nicht etwa gleich, ich merkte erst am Abend, als die Mutter und ich wieder in Schloß Weißenstein eingekehrt waren, merkte es in der Nacht und in den nächsten Tagen, dass in meinem inneren Haushalt sich etwas verändert hatte. Das Mädchen dort oben am Zaun: wie waren die Augen gewesen? Blau; ihr Haar; aus hellem Blond und lichtestem Braun zu einer Goldfarbe gemischt; ihr langer Stab; ihre dunkle Stimme.“

erwidert wurde. Aber Dichter können nicht erfüllte Erwartungen sublimieren und literarisch fruchtbar machen. So hat Heiseler der Marzelle ein literarisches Denkmal gesetzt.⁵

Die gute Welt ist nicht perfekt. Perfektion wäre langweilig. Die Welt, auch die Welt der Bergbauern in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts um Matrei, ist nicht (nur) idyllisch, sondern ein Ort ständiger Bewährung. Vor den vielen Problemen gilt kein Weglaufen, denn der *„Herrgott hat die Welt gemacht und uns dahinein, sie kann ihm schon nicht anders als recht sein, wenn wir nicht daraus weglaufen, sondern darin aushalten und uns wie brav es geht darin gstellen“* (ebd., 177 f). *„Nicht in unserm Bett uns verkriechen und die Decke über die Ohren ziehn, nicht die Beute unsres Kummers werden, wie sie selbst es heut geworden war, sondern das Rechte im Aug behalten und darauf losgehn, immer das nächste Ding ergreifen und aufs beste machen“* (ebd., 197). *„Wer sich aber ins Bett legt, ohne es nötig zu haben, dem wird die Krankheit ins Bett nachkommen“* (ebd., 193).

Es ist also eine enge und kleine Welt, die aber von den großen Bergen über sich hinausweist, denn wir *„lernen das Maß der menschlichen Dinge von ihnen, sie bewahren und warnen uns, daß wir nicht zu viel von der flüchtigen Kraft unserer Taten und Wünsche erwarten“* (ebd., 48).

Wie bei jeder wirklich guten Dichtung – „Dichtung“ verdichtet und veranschaulicht etwas Allgemeines an einem besonderen Fall – ist die erzählte Geschichte ein Beispiel für eine Reihe allgemeiner Erkenntnisse, in der wir Leser uns wiederfinden können. Das hebt diesen Roman aus dem Genre der Heimat- und Bauernromane weit hinaus.⁶ Die Hauptperson, der junge Thomas, wird in ein Geschehen verwickelt, das eine Entscheidung zwischen gefühlter Neigung (zu Zille, die ihre Zuneigung zu spät kundtut) und moralischer Pflicht (zu Liese, der stigmatisierten, weil leicht behinderten Tochter

⁵ Als Widmung schrieb Heiseler handschriftlich in das Buch für Marzella (das sich heute im Besitz von Maria Koreis befindet): „Für Marzella, denn Dir und Euch allen hat dieses Buch von Anfang an gehört – Bernt“.

⁶ Auch an anderen Werken Heiseler lässt sich das zeigen. Zum Beispiel ist der Vergleich der Novelle „Katharina“ mit der gleichnamigen Novelle von Günter Eich (1974) erhellend. Das individuell Berührende einer singulären Handlung bei Eich wird bei Heiseler zur Metapher einer allgemeinen sittlichen Bewährung.

der Klunzerbäuerin, die aufgrund unglücklicher Umstände ein Kind von ihm erwartet) erforderlich macht.

Schon in diesem frühen Roman wird etwas von der Dichtung Bernt von Heislers paradigmatisch deutlich, was in vielen seinen Werken eine Art durchgehenden roten Faden spinnt: Heisler orientiert sich an dramatischen Stoffen, die das Attribut der klassischen Tragödie aufweisen: schuldlos schuldig werden, egal welche Entscheidung man auch trifft: „*In Schuld kommt man immer. Man kann's nicht vermeiden. Ob man sich draußen hält oder mitmacht*“ (Heisler, B.v. 1965, 211). Auch hier gilt kein Weglaufen, denn „*Was einer gemacht hat, für das muß er hinstehn auf der Welt*“ (Heisler, B.v. 1961, 218). Schließlich kann man „*vor einem fremden Gespenst ... noch das Ausreißen probieren, wenn einmal kein Kreuzmachen und Gebetsagen mehr hülfe, aber vor sich selbst ist kein Davonkommen*“ (ebd., 185), denn das moralische Gesetz wohnt „in mir“ und kann nicht am nächsten Kleiderständer aufgehängt und abgeladen werden.

Seine handelnden Hauptpersonen leben eine Haltung vor, in der man weder vor der Entscheidung flieht, noch dem bloß subjektiven Gefühl den Vorrang gibt, sondern stattdessen sich an allgemeinen moralischen Maximen orientiert, und die Verantwortung für Menschen übernimmt, denen man sich vertraut gemacht hat: „... *daß diese Begegnung ein Schicksal fürs Leben, eine nie mehr abzuwehrende Verantwortung war*“, heißt es in einem andern Roman (Heisler, B.v. 1965, 79), und dann kommt es nicht darauf an, was man will, sondern „*daß man tut, was nötig ist*“ (ebd., 64). Der alte Bauer in der „guten Welt“ begründet es sogar pädagogisch, wenn er dem Thomas im Stall sagt: „*Eine Dummheit macht jeder einmal, wär gspäßig, wenn m'r alle als heilige Leut auf d'Welt kommet. Aber zur Dummheit g'hörts dazu, daß ma's auch ausfrißt, wegen dem ist's ja, daß uns unser Herrgott die Dummheiten machen laßt: daß m'r gscheiter wer'n*“ (Heisler, B.v. 1938, 249). Thomas entscheidet sich deshalb nach langen inneren Kämpfen gegen die „Neigung“ und für das, was Kant „Pflicht“ nennen würde: die Übernahme für die Verantwortung der Schuld.

Das bloß Singuläre und Besondere wird damit in ein Allgemeines gehoben und nobilitiert. Es ist leicht, nach seinen situativen Affekten zu handeln – hier bleibt man gewissermaßen seinem tierlichen Erbe verknüpft; erst durch die Einrückung des Handelnden in einen allgemeinen sittlichen Gesamtzusammenhang wird der Mensch vom Tier zum Menschen. Diese allgemeine Einsicht kann bis an „die Grenze der guten Welt“ gehen (so das letzte Kapitel) und Opfer verlangen, die unmenschlich erscheinen, weil sie unter

Umständen bedeuten, auf das Liebste zu verzichten. In einer Schlüsselszene des Romans wird ein seltsamer Schachschnitzer geschildert, der in der Gaststube im Dorf am frühen Morgen bei Kerzenlicht dem Thomas das Schachspiel mit folgenden, recht merkwürdigen und rätselhaften Worten erklärt:

„Du darfst keine von den Figuren anrühren, ohne zu wissen, daß du sie opfern mußt. Sie sind wie die Begierden und Wünsche von uns und sie rücken vor ins offene Feld, damit sie den feindlichen König fangen, aber die meisten von ihnen werden umkommen auf dem Weg, denn der ägyptische Würgeengel geht zwischen ihnen herum.“

Thomas fragte: *„Wo ist der Würgeengel?“*

Der Schachschnitzer erklärte weiter: „Ich darf ihn dir nicht zeigen, denn er muß unsichtbar sein. Aber die andern siehst du alle, sie gehen zugrund und werden weggeworfen, weil sie nichts wert sind, und nur das Feld, auf dem sie stehen, ist wichtig, aber nicht lange. Auch nicht einmal die Königin ist wichtig, es kann geschehen, daß du sie hinopfern mußt, um vorwärts zu gehen“ (Heiseler, B.v. 1938, 231 f).

Es gibt also etwas Größeres als das Ich mit seinen subjektiven Gefühlen und Wünschen; der eine mag es „Gottes Wille“ nennen, der andere den „ägyptischen Würgeengel“ und der dritte die „invisible hand“, die Hand, die unsichtbar bleibt, aber gleichwohl die Ordnung verbürgt, die auch dem Labyrinth der Welt letztlich zugrunde liegt.

Die Logik des griechischen Dramas, das sich hier in diesem Roman entfaltet, findet sich in vielen Werken von Heiseler, aber auch in seinem Leben selbst, das ihn in eine Zeit hineingeboren hat, die durch das Dritte Reich zu tragischen Verwicklungen führte. Soweit ich es überschauen kann, hat er weder im Dritten Reich noch in der Nachkriegszeit sich der gerade herrschenden politisch korrekten Meinung nahtlos angeschlossen und mit den Wölfen geheult, sondern sich kritisch begleitend in die Zeit hineinbegeben und ist weder im Dritten Reich, mit dem er zu Beginn offenbar sympathisierte, noch in der Nachkriegszeit im Strom der herrschenden Meinungen mit geschwommen. Was sein christlicher (evangelischer) Glaube im Dritten Reich vermochte, das leistete seine Verwurzelung in einer deutschen Kulturheimat nach dem verlorenen Krieg, nämlich eine distanzierte Beobachterposition einzunehmen, die vor einer totalen Vereinnahmung mit einer Sache bewahrt – wenngleich um den Preis der Randständigkeit.

Man kann ihm vieles vorwerfen, nicht aber, dass er sich der reflexiven Auseinandersetzung mit schuldhaften Verstrickungen entzogen hat. Nur mit den Siegern mit zu schreien, war ihm ebenso zu schlicht, wie das stumme Übergehen, das Ignorieren und Verdrängen. Auch hier gilt, was dem Thomas eines Tages schlagartig klar wird: *„... mit Schrecken müssen wir die Spur unsres gestrigen Tages in ihr finden. Weglaufen wäre da gut, aber es gilt nicht mehr, denn unser Gesätes ist aufgegangen, Verantwortung ist uns zugewachsen über Nacht, verfliegen die glückliche Freiheit, die wir einmal hatten, und in aller Welt nirgends mehr zu haben als dort, wo wir sie zuletzt suchen: in der bitteren Verantwortung selbst, deren Kern süß ist“* (Heiseler, B.v. 1938, 212). Ein bisschen Verachtung schwingt schon mit, wenn er (im Roman „Das verschwiegene Wort“) einmal Menschen charakterisiert *„die mit den Siegern gesiegt haben wollen und mit den Richtern zu Gericht sitzen über ihre Mitbürger“* (Heiseler, B.v. 1965, 247). Immer wieder hat er sich damit auseinander gesetzt (insb. in seinen Hauptwerken, den Romanen „Versöhnung“ und „Das verschwiegene Wort“) und dabei den „Dichter als Tröster“ (so der Titel eines Essays) für all jene gegeben, die in schwierigen Zeiten sich nicht mit einfachen Antworten zufrieden gaben.

Allen jenen, die meinen, das Vergangene endlich vergessen zu müssen und stattdessen nur noch „nach vorne schauen“, gibt er im Prolog seiner „Hohenstaufen-Trilogie“ eine Antwort, die gleichzeitig die Rolle der Dichtung als Bewahrerin, Formgeberin und Trösterin bestimmt:

*„Und fragt ihr mich: was soll das alte Lied?
Wir tragen schwer genug an dem was uns geschieht,
So sag ich euch: es findet keine Zeit
Ihr Sinnbild in der eigenen Wirklichkeit.
Sie bleibt sich wie ein trüber Spiegel blind,
Wenn ihr das Eh und Gestern dunkel sind.
Doch der Geschichte längst verblichner Tag
Umschließt ein Wort, das heute leuchten mag.
Kampf um die Macht und Drang der Leidenschaft,
Seht! Im Gedichte wird es gleichnishaft.
Schuld ist mit Schuld, Trost ist mit Trost verwandt.
Auch noch der Irrweg führt in Gottes Land.“*

An dieser Stelle signalisiert die Metapher vom „Gottes Land“, an vielen anderen Stellen die der „Natur“, dass alle tragische Verstrickungen des Menschen in Chaos und Unordnung sich auf dem Hintergrund einer allgemeinen Ordnung vollziehen, die man wohl häufig übersehen, der man aber nicht

entfliehen kann und die – wenn man sich ihrer erinnert – Trost geben kann. Das ist die „gute Welt“, die geradezu programmatisch im Titel seines Matreier Heimatromans erscheint. Sie bedeutet nicht, dass es in ihr nicht auch böse und ungerecht, schmerzhaft und grauenhaft zugehen kann, sondern, dass beides die beiden Seiten einer Medaille sind; das Gute und das Böse, die Schuld und die Vergebung, gehören zusammen und machen in einem höheren Sinne die gute Welt aus. Dieser – bei Heiseler religiös oder naturalistisch begründete – Optimismus erinnert an Johann Sebastian Bach, dessen dramatische Werke immer in einem harmonischen Dur-Akkord enden oder an Leibniz, dessen Sein im Optimum das Wagnis der menschlichen Freiheit auch zu verfehlen, Teil einer größeren göttlichen Schöpfungsplanes ist.

3. „Wo wir vergingen, wuchsen wir schon ...“

In einer zum 40. Todestag erschienenen Würdigung lese ich folgenden Satz: „Das Werk Bernt von Heislers ist weitgehend vergessen“. In der Tat, so ist es. Auch auf der dritten Ebene – der „Welt 3“ – wird gestorben, wenngleich verzögert. Was bleibt, sind die sogenannten „Klassiker“ (vgl. *Tremel*, A.K. 1997). Ob Heiseler einmal dazu gehören wird, ist nicht ausgemacht. Um Klassiker zu werden, benötigt es nämlich viel Zeit. Ist Karl von Thieme noch in und um Matrei präsent, hat er doch mit seinen angelegten Wegen ein der Bevölkerung überaus nützliches Erbe hinterlassen, so ist nach Bernt von Heiseler kein Weg und keine Straße benannt. Er hat halt nur Bücher hinterlassen, und Bücher sind im Vergleich zu Wegen für die ländliche Bevölkerung nicht unmittelbar nützlich.⁷ Aber Dichter sterben langsamer als wir gewöhnlichen Leute, weil sie durch ihre Werke eine Art Verzögerungseffekt in Anspruch nehmen. Ihre Werke können die Zeiten überdauern, insofern sie Resonanz erzeugen. Allerdings ist der Konkurrenzkampf um Aufmerksamkeit, und damit der Selektionsdruck, sehr groß. Was wird 40 Jahre nach unserem Tod wohl von uns Wissenschaftlern noch gelesen und diskutiert werden? Von den vielen Werken des Dichters von Heiseler findet sich keines mehr im aktuellen Buchhandelsverzeichnis. Der Buchhändlerin war der Na-

⁷ „Ich kann mich nicht erinnern, dass wir im Bichlerhof auch nur ein Buch hatten. Nicht mal ein Blatt Papier“ (Maria Koreis geb. Hatzer vom Bichlerhof mündlich zum Vf.).

me nicht vertraut. Die Werke sind antiquarisch, z.B. über *amazon*, noch erhältlich. In der von *Walther Killy* (2001) herausgegebenen, im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienenen Sammlung „Deutsche Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart in 10 Bänden“ findet sich gerade noch ein Gedicht. Immerhin! Dieses Gedicht soll abschließend stellvertretend für viele stehen, nicht nur weil es ein Beispiel für die Sprachgewalt des Dichters ist, sondern auch, weil es – eng unser Tagungsthema berührend – andeutet, dass es noch eine weitere (vierte) Ebene des „Weiterlebens“ gibt:

Tödliche Stunde

*Wer der die Winter schwinden gesehn und die Frühlinge kommen
Glaubt an den alles umfassenden Tod? Er bewältigt uns dennoch,
Löscht uns mit eilig wischender Hand, wie die Fledermaus taumelnd
Schnell zwischen Fenster und Tisch eine Kerze verlöscht und wir sitzen
Ratlos über der plötzlich verdunkelten Schrift unsrer Bücher.
Lächerlich sind wir und tappen umher und finden die Tür nicht,
Blinde Gefangne der Nacht. Und erst noch wußten wir vieles,
Maßen und rechneten gut und kannten oben der Sterne
Ordnung und Wiederkehr. Wir wandern rasch, doch am nächsten
Stein überholt uns der flinkere Fuß der Götter. Was wären
Tränen? Und was Gebete? Wie wagten wir dem was bestimmt ist
Worte entgegen zu setzen? Uns bleibt im stummen Ertragen
Nicht der letzte, der Trost des Stolzes. Zu dunkel die Kammer,
Daß noch einer der Brüder uns säh, wie wir tapfer uns halten.*

*Wind, so lärmend sonst über Dach und Bäumen – wo bleibst du?
Auch die Grille verstummte die spät noch sang, als im Garten
Sonst kein Atem sich regte. Sie half uns, einsame Stimme,
Lang in der liedlosen Zeit. Was Liebe war oder Freude
Hat uns verlassen wie Laub den Baum wenn das Jahr zu kalt wird.
Ah, wir müssen allein die Nacht bestehen! Sie nimmt uns
Jede der Tröstungen fort, Musik, und süßes Gedenken
Freundes Rat und der Liebsten Kuß, des Hauses Behütung
Weg und Bank, überhangen vom schwärzlichen Glanz des Hollunders
Dem das Licht seine Beeren gereift, die Linde die hochwuchs
Über dem Brunnen – wohin ist alles? Ehe wir's wußten
Glitt es den Händen hinweg.*

*Aber zur Stunde die uns befällt mit tödlicher Kälte
Wächst und lebt noch immer die Erde. Es trinkt sich mit Regen
Draußen ein durstiges Feld und höher wieder im Brunnen
Steigt der Spiegel des Wassers. Das Haus erfüllen die Schwalben
Hell mit Rufen und blauem Geflatter. Nur einem Schläfe
Schwinden wir zu, es löst sich nie der Verwandlungen Reihe.
Wo wir vergingen, wuchsen wir schon und wußten daß nach uns
Wieder ein Grün erscheint und füllt den Wipfel der Linde.*

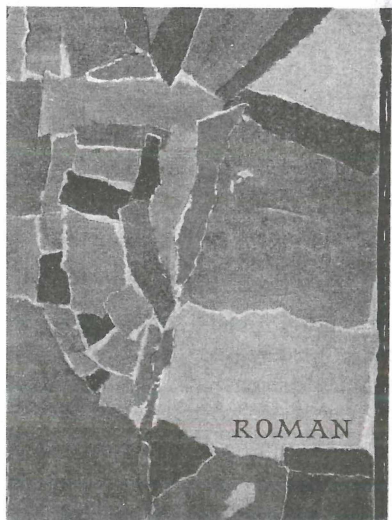
4. Literatur

- BRUNNER, Hellmut (1957): Altägyptische Erziehung. – Wiesbaden.
- EICH, Günter (1974): Katharina. Erzählungen. – Frankfurt a. M.
- HEISELER, Bernt von (1938): Die gute Welt. – München.
- HEISELER, Bernt von (1954): Der Dichter als Tröster. – Berlin.
- HEISELER, Bernt von (1954): Apollonia. – München.
- HEISELER, Bernt von (1956): Versöhnung. Roman. – Gütersloh.
- HEISELER, Bernt von (1957): Gedichte. – Gütersloh.
- HEISELER, Bernt von (1958): Die Hohenstaufen Trilogie. – Gütersloh.
- HEISELER, Bernt von (1961): Die gute Zeit. Roman. – Stuttgart.
- HEISELER, Bernt von (1965): Das verschwiegene Wort. – Stuttgart.
- KILLY, Gerhard (Hg. 2001): Deutsche Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart in 10 Bänden. Band 9: Gedichte 1900-1960. – München.
- TREML, Alfred K. (1997): Klassiker. Die Evolution einflußreicher Semantik. Band 1: Theorie. – St. Augustin.
- TREML, Alfred K. (2008): Gibt es drei Welten? Über die ontologischen Voraussetzungen einer Evolutionären Pädagogik. – In: Julia Kurig/ Alfred K. Tremel (Hg.), Neue Pädagogik und alte Gehirne? Erziehung und Bildung in evolutionstheoretischer Sicht. Berlin, 190-212.
- YOORS, Jan (1970): Die Zigeuner. – Stuttgart.

5. Abbildungen



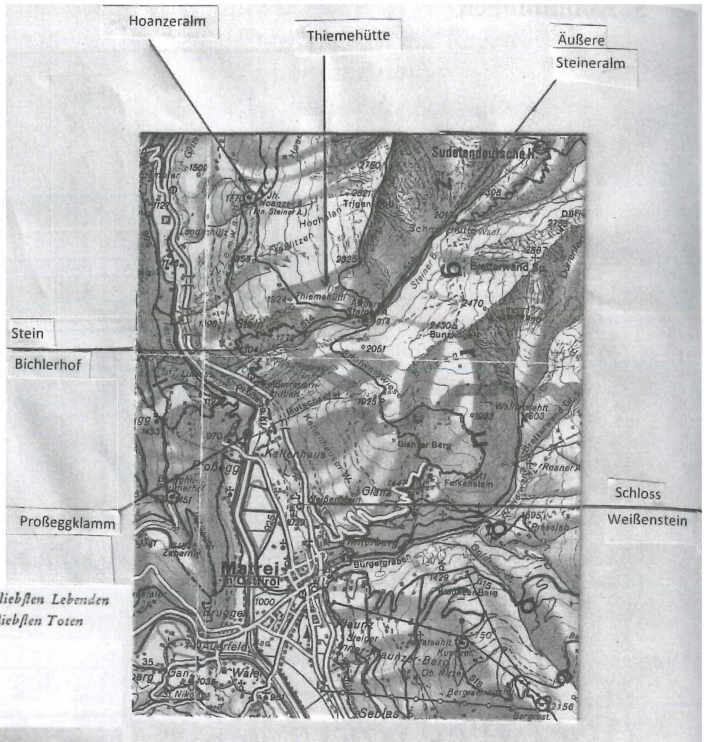
BERNT VON HEISELER
DIE GUTE WELT



Bernt von Heiseler
27.11.00

Abb. 1: Bernt von Heiseler

Abb. 2: Titelblatt „Die gute Welt“



*Den liebsten Lebenden
Den liebsten Toten*



„Zille und Thomas“
Marzelle Niederegger geb. Hatzer
und Bernt von Heiseler

Abb. 3: Kartenausschnitt Matrei i.O.
1:50.000 mit den Handlungsorten des
Romans „Die gute Welt“

Abb.4: „Zille“ und „Thomas“ bzw.
Marzelle Niederegger geb. Hatzer und
Bernt von Heiseler

Abstract

The slow death of our poets (exemplified by Bernt von Heiseler and the traces he left at Matrei)

by Prof. Dr. Alfred K. Tremel

The paper distinguishes between three kinds of 'dying' or 'living' in people: 1. (socio)-biologically, 2. in the memory of others and, finally, 3. through the works they left us. These three levels are then demonstrated by the example of the poet Bernt von Heiseler (1907-1969) with special emphasis on the poet's close ties to Matrei i. O. It is shown that Heiseler, on these different levels, was differently 'successful'.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2009

Band/Volume: [2009](#)

Autor(en)/Author(s): Tremml Alfred K.

Artikel/Article: [Das langsame Sterben unserer Dichter. Am Beispiel von Bernt von Heiseier und seinen Spuren in Matrei 190-207](#)